

Menschenlos

Autor(en): **Sturm, Julius**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 2

PDF erstellt am: **16.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633822>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

Nr. 2
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
14. Januar
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Menschenlos.

Von Julius Sturm.

Ob dir ein Pfühl, ein karges Moos
Zum Wiegenlager mir bestellt,
Uns alle traf das gleiche Los,
So viel' wir kamen auf die Welt.

Ob eine Träne mich begrüßt,
Ob lauter Freudenruf erscholl,
Als Liebe jubelnd dich geküßt:
Wir kamen hüllos, schmerzenvoll.

Und wie und wo wir immer gehn,
Im Hermelin, im Bettlerkleid,
Im dunklen Tal; auf lichten Höhen;
Ein jeder hat sein eigen Leid.

Dem zuckt der Schmerz im Angesicht
Und jener scherzt und fühlt doch tief,

Daß ihm ein Dorn die Brust zerstückt, —
Und keinem ward ein Freiheitsbrief.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Liza Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.

2

Wie immer, wenn es zu helfen gab, war der Onkel Doktor, Benjamin Schwendt, der erste, der sich in der Stube einfand. Er war, was seine Wissenschaft betraf, ein Anhänger der alten Schule, und muhte es sich gefallen lassen, von seinen Neffen, den Studenten, belächelt zu werden. Er verschrieb noch große Flaschen mit Medizin, wenn eines hustete, und forschte strenge nach, ob man seinen Vorschriften nachgekommen; ja, er konnte ordentlich böse werden, wenn dies nicht geschah. Er glaubte lange nicht alles, was die neue Medizin bot, und behauptete, er warte stets drei Jahre, ehe er eine neue Arznei verordne, denn bis dahin sei sie ohnehin von einer andern überholt. Dagegen fand man ihn in der kältesten Winternacht auf dem Wege zu einem Kranken, und die ärmste Frau war sicher, in ihrer Not sein beruhigendes und ermunterndes Lächeln an ihrem Bett zu sehen und sich doch um die Rechnung keine Sorgen machen zu müssen. Dagegen verlangte er unbedingten Gehorsam von seinen Patienten und liebte Widerspruch auch im Privatleben nicht.

Der Onkel liebte es nicht, zu warten, und trommelte daher mit dem goldenen Knäuf seines Stodes, den er nie weglegte, auf dem Teppich, an dem die kleine Tante Marie und ihre sämtlichen Nichten drei Jahre lang jeden Dienstag gearbeitet hatten, und dafür mit Meringues belohnt worden waren.

Tante Marie war nie fertig, wenn sie Gäste erwartete, Sie fuhr auch heute noch irgendwo draußen herum und gab ihrem Faktotum Monika Befehle, den Kaffeetisch betreffend, und wiederholte sie mit ihrer lieben Stimme in der sichern

Annahme, daß Monika doch nicht tun werde, was ihr befohlen. Damit traf sie den Nagel auf den Kopf. Zwischen Monika und ihr bestand ein langjähriger und hartnäckiger Kampf um die Herrschaft, in dem die kleine Tante Marie noch nicht ein einziges Mal Meister geworden war. Sie fürchtete sich ein wenig vor Monika und hatte ihr in ihrem Testament eine hübsche Summe zugebracht. Sie hoffte dadurch die vielen tadelnden Selbstgespräche, die sie um der eigenwilligen Magd willen hatte halten müssen, wieder gut zu machen.

Monika striegelte im Tulpenzimmer neben der Küche einen ungefähr sechsjährigen Jungen, den Neffen und Pflegesohn ihrer Herrin. Sein Vater war evangelischer Pfarrer in Sidney gewesen. Er hatte seinem Sohn den Namen dieser Stadt gegeben, nach englischer Sitte. Beide Eltern Sidneys waren längst gestorben.

Herrin und Dienerin beschuldigten einander, den Jungen zu verweichlichen und zu verderben. „Sie verderben ihn von Grund aus, Fräulein Mariechen“, warnte die Magd. „Es wird ein Filou aus ihm.“

„Behüte“, wehrte sich Tante Marie. „Wie sollte ein Filou aus ihm werden, da ja sein Vater ein Pfarrer und seine Mutter ein vornehmes Fräulein war? Ein Missionar wird aus ihm, ein Mann Gottes. Er ist ein wildes Fohlen, man darf ihn nicht zu kurz halten.“ Das hatte sie irgendwo gelesen und war froh, schriftlich bestätigt zu wissen, daß ihre Erziehungskunst auf dem rechten Wege war.

„Ich warte auf das Ende“, sagte Monika jedesmal. „Ich habe Zeit zu warten.“...